

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 7

Artikel: Ich war ein selfmade Student
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ich war ein selfmade Student

Von * * *

Illustration von Pierre Monnerat

Armut ist keine Schande, aber ein großer Nachteil.

Es galt in unserer Familie von allem Anfang an als indiskutabel, daß ich nicht studieren würde. Mein Vater, Inhaber einer kleinen Ingenieurfirma, wurde im Jahre 1933 bei einem Zugunglück schwer verwundet und dadurch arbeitsunfähig. Er mußte sein Geschäft verkaufen und seine Familie von dieser Zeit an mit dem bescheidenen Erlös und dem Versicherungsgeld durchbringen. Daß wir seither auf jede nicht unbedingt notwendige Aus-

gabe verzichten mußten, ist selbstverständlich.

Eines Tages, ich war damals in der 3. Realschule, fiel in einer Vormittagspause das Stichwort «Sozialismus». Ich glaube, keiner von uns Buben wußte damals genau, was mit dem Wort gemeint war, aber auf jeden Fall führte es zu einem sehr hitzigen Streit und zu verschiedenen Beulen.

«Über den Sozialismus können sich die Nationalökonom streiten, aber nicht die Realschüler» sagte uns nachher ein

Lehrer. Das stimmte mich sehr nachdenklich.

Während des Abendessens sagte ich unvermittelt: «Ich werde jetzt ins Gymnasium gehen und dann Nationalökonomie studieren.» «Dummes Zeug!» sagte der Vater, «du wirst in die Handelsschule gehen und kaufmännischer Angestellter werden!» Und dabei blieb es — vorderhand!

Ich besuchte die Handelsschule. Statt aber dort von meinen Studienplänen abzukommen, wurde mein Interesse dafür immer größer und mein Vorsatz immer unerschütterlicher.

Im Herbst 1938 machte ich die Handelsmatur.

«Bleibst du dabei?» fragte mich der Vater. «Ja natürlich», sagte ich. «Gut. Du kannst hier bei uns schlafen und essen. Für alles andere, für dein Studium, für deine Kleider, für dein Sackgeld hast du selber aufzukommen. Einverstanden?» «Einverstanden!»

Soll und Haben

Von meinem Studium hatte ich keinerlei Vorstellung, und von der Universität wußte ich nur das eine, daß dort in einem großen, feierlichen Raume die Abgüsse von vielen klassischen Plastiken stehen, und daß wir dort in der 4. Klasse der Handelsschule den Torso einer Venus hatten abzeichnen müssen. Meine erste Tat nach der Matur war deshalb ein Besuch auf der Universitätskanzlei. Dort erfuhr ich vom Sekretär, Herrn Peter, der ein seltsam langes Gesicht hat und sehr freundlich ist, daß mich das erste Semester bei 20 Semesterstunden an Schulgeld 160 Franken kosten würde, die ich sofort bei der Anmeldung zahlen müsse.

«So — danke», sagte ich. Ein wenig niedergeschlagen ging ich weg und setzte mich in der kleinen Kiesenanlage neben dem Stockargut auf eine Bank. Ich nahm mein Notizbuch hervor und schrieb ein paar Zahlen auf.

Das erste Semestergeld beträgt	Fr. 160.—
Bücher für das Studium	» 40.—

Dazu an laufenden Ausgaben für das nächste halbe Jahr:

Kleider (ich brauche unbedingt einen neuen Sonntagsanzug. Ich werde aber einen mit zwei Paar Hosen kaufen!)	» 150.—
Wäsche (ohne drei oder vier neue Hemden und etwas Unterwäsche komme ich nicht aus)	» 60.—
Ein Paar Halbschuhe	» 30.—
Zahnarzt (schlechte Zähne — und genug von schlechten Zahnärzten!)	» 80.—
Alltagsutensilien und Unvorhergesehenes	» 100.—
Ungefähre Ausgaben während des nächsten halben Jahres	Fr. 620.—

Dann prüfte ich meinen Besitz. Ich hatte 11 Franken, eine schlechte Halbbildung und ziemlich viel Energie. Verwandte hatte ich nicht, und Bekannte — außer drei, vier Klassenkameraden, einem Milchmann und unserm Nachbarn — auch nicht.

Ich beschloß, mit dem Studium erst im Frühling zu beginnen und bis dahin auf irgendeine Weise mir Geld zu ersparen.

's gibt kein schöner Leben, als Studentenleben...

Nachdem ich mich bei drei Familien als Privatlehrer, bei acht Zeitungen als Hilfsredaktor und bei vier Warenhäusern als Schaufensterdekorateur angemeldet hatte, trat ich am 1. November 1938 bei einem großen Versandhaus als — Pakker ein.

Das war die erste Erfahrung, die ich machte: daß, zumal in den untern Chargen, geistige Arbeit viel schlechter bezahlt ist als körperliche.

Immerhin war meine Arbeit recht anstrengend. Ich arbeitete am Morgen von 7¼ bis 12 Uhr, am Nachmittag von 2 bis 6 Uhr, dann konnten wir im Geschäft und auf Geschäftskosten zu Nacht essen und

arbeiteten nachher weiter von 7 bis 10 Uhr. Der Taglohn betrug 10 Franken, dazu für die drei Überstunden nach dem Nachtessen Fr. 1.50 pro Stunde. Wenn einer sechs Jahre auf Mittelschulbänken herumgerutscht und sich dabei stets recht überanstrengt vorgekommen ist, fällt es ihm nachher nicht leicht, Tag für Tag 12 Stunden lang Pakete zu machen, zu sortieren, zu frankieren und herumzuwerfen. Ich war in den ersten Tagen so entsetzlich müde, daß ich es nicht wagte, im Tram abzusetzen, aus Angst, sofort einzuschlafen.

Einmal begegnete ich dem Seppli Herder, einem Klassenkameraden aus der Handelsschule, der sich unterdessen immatrikuliert hatte.

«Salü!» sagte er, «so, sieht man dich auch wieder einmal? Was treibst du immer?» «Ich sehe mir die Welt an», sagte ich. «Ich habe eine nette Stelle in einem Großbetrieb.» Dann der Herder: «Es ist ziemliche fad an der Uni, weißt du...» «Wirklich?» erwiderte ich, «das kann ich von meiner Stelle nicht sagen, ich sehe viel, und die Arbeit ist sehr anregend.»

Es war mir damals nicht ganz ernst mit meinem Spruch. Erst heute sehe ich, daß das, was ich damals dem Herder sagte, wirklich stimmt. Ich habe an jener Stelle viel gesehen. Ich habe z. B. gesehen, daß es nicht nur gute und schlechte Schüler, sondern auch gute und schlechte Packer gibt. Es gibt nur wenig Studenten, die das wissen.

Auf Weihnachten wurde ich von der Aushilfsstelle entlassen, doch schon Mitte Januar ging der Rummel von neuem los: Während des Ausverkaufs konnte ich noch einmal drei Wochen dort arbeiten.

Im ganzen habe ich mit dieser Arbeit 650 Franken verdient. Aus einem Teil des Geldes mußte ich meine laufenden Ausgaben bestreiten (ich hatte ja, gemäß Abmachung, für jede Rasierklinge selber aufzukommen!). Den Rest brachte ich auf die Bank als Reserve für die Immatrikulation und die Ausgaben während des ersten Semesters.

Stud. nat. oec. — Kegelbube

Am Tage vor meiner Immatrikulation blätterte ich wild in den Offertenteilen sämtlicher Tageszeitungen, die mir unter die Hände gerieten. Es mußte doch irgendwo in Zürich für einen Studenten eine Gelegenheit geben, von Zeit zu Zeit am Nachmittag oder Abend mit irgendeiner Arbeit etwas zu verdienen! Ich überflog die Seiten. «Gesucht Lehrling, gesucht Lehrling, gesucht Näherin, gesucht Alleinmädchen, gesucht Goldschmied, gesucht Kegelbub...» Was war das? «Gesucht Kegelbub für jeden Dienstagabend, Restaurant X.»

Ich zauderte drei Sekunden — und ging dann hin.

«Ich habe mir da eher einen Kleinen vorgestellt», sagte die Wirtin. Sie war eine kleine, dicke Frau, mit einem fettigen Gesicht. Sie schien mich für nicht ganz normal zu halten. Ich erklärte ihr meine Lage: daß ich studiere, daß ich nur am Abend arbeiten könne und auf jeden Rappen angewiesen sei.

«Man kann es ja mit dir probieren», sagte sie schließlich. «komm morgen abend um acht Uhr!» Und ich kam auf die befohlene Stunde.

Mein neues Handwerk war sehr leicht. Jeden Dienstagabend trafen sich in diesem Restaurant X. vier wohlhabende Zürcher Geschäftsleute zu ein paar Kegelpartien, und ich war dazu da, nach jedem Wurfe die umgefallenen Holzmannli wieder in Reih und Glied aufzustellen. Ich bekam, außer einem Fixum von Fr. 1.50 pro Stunde, für jedes Babeli 5 Rappen extra, und zudem von Zeit zu Zeit ein Trinkgeld:

3 Stunden à Fr. 1.50	Fr. 4.50
ca. 80 Babeli à 5 Rp.	» 4.—
dazu ein Trinkgeld, im Durchschnitt	» 1.—

Ich verdiente also an einem einzigen Abend Fr. 9.50

(Mit 9 Franken konnte ich bereits anderthalb Semesterstunden bezahlen!)

Als ich das erstemal zu meiner Beschäftigung antrat — es war am Abend meines ersten Studientages! — ahnte ich nicht, daß ich nun volle 3½ Jahre lang fast jeden Dienstagabend diesen Geschäftsleuten ihre Kegel aufstellen würde!

Von meinen Studienkollegen hat keiner jemals von diesem heimlichen Abendsport etwas erfahren.

Es hat auch nie einer erfahren, daß ich in jenem gleichen Restaurant bis zu meinem Doktorexamen jeden Frühling 30 schwere, erdgefüllte Geranienkistchen (der Stolz der dicken Wirtin!) von der Dachkammer über acht Treppen in den Vorgarten hinunter schleppte — und jeden Herbst vom Vorgarten über acht Treppen in die Dachkammer hinauf. Ich bekam jedesmal acht Franken dafür.

Auch andere Beschäftigungen hielt ich vor meinen Kameraden verborgen.

So besorgte ich fast zwei Jahre lang jeden Sonntag die Absenzenkontrolle für die Kinderlehre in der Kirchgemeinde A. Jeden Sonntagvormittag um 10 Uhr stand ich unter der Türe des Schulzimmers und kreuzelte auf einem Namensverzeichnis alle eintretenden Buben und Mädchen an. Bei jenen Namen, die nach dem Beginn der Stunde noch nicht angezeichnet waren, mußte ich dann ein Ringlein anbringen. Dieses gewichtige Amt eines Absenzenbuchhalters nahm mich jeden Sonntag eine halbe Stunde in Anspruch und brachte mir jedesmal Fr. 2.— ein.

Für die gleiche Kirchgemeinde schrieb ich auch jeweilen nach Neujahr die Verdankungsbriefe an die 700 bis 900 Spender von Weihnachtsgaben. Man zahlte mir pro Arbeitsstunde Fr. 1.50.

Mit solchen Korrespondenzarbeiten war ich manchmal bis am frühen Morgen beschäftigt.

Es ergaben sich also grundsätzlich zwei Arten von Einnahmen: regelmäßige (aus wöchentlichen Arbeiten wie Privatstunden, Kegelstellen, Kommissionen, Absenzenkontrolle) und unregelmäßige (aus Gelegenheitsarbeiten, wie Journalistik, Schreifarbeiten, Stellvertretungen und

ähnlichem). Die Schwierigkeit bestand nun darin, mit all diesen Arbeiten an den Kollegstunden vorbei zu kutschieren.

Ich gab mich in den ersten zwei Jahren mit jeder Arbeit zufrieden. Ich amtierte als Heizer, als Ausläufer, ich verkaufte Abzeichen und besorgte Vervielfältigungen, ich klebte Marken, ich schrieb Rezensionen und reinigte Kaninchenställe. An Abwechslung fehlte es nicht.

Der «Jüngling für alles»

Eine Zeitlang mußte ich von den Sitzungen einer sogenannten «Kulturgemeinschaft», in Vertretung des Sekretärs, das Protokoll aufnehmen. Dies war ein sehr merkwürdiger Verein. Die Sitzungen fanden jeweilen am Mittwoch von 8—12 und 2—6 Uhr statt, und zwar im Bahnhofbuffet 2. Klasse. (Die Mitglieder konnten sich diese interessante Festlegung der Sitzungszeit leisten; denn sie waren fast ausnahmslos fixbesoldet und pensioniert, nämlich alte Pfarrer und Gymnasiallehrer a. D.) Man sprach über den Geburtenrückgang, über schlechte Filme und über sozialistische Pädagogen. Ich mußte alles aufschreiben, was gesprochen wurde, was sehr schwierig war, weil ich erstens die Namen der Votanten immer wieder vergaß und zweitens meine Stenographie sehr mangelhaft ist. Nachher hatte ich das Stenogramm zu überarbeiten, auf Matrizen zu schreiben und zu vervielfältigen. Diese «Sitzungsberichte» — 25 Seiten dicke Wälzer! — wanderten dann in ein geheimnisvolles Archiv, wo sie wohl heute noch liegen.

Diese Arbeit war gut bezahlt: pro Sitzungsstunde erhielt ich Fr. 3.50, pro Arbeitsstunde nach der Sitzung Fr. 2.—, so daß ich jedesmal auf etwa 60 Franken kam.

Herr G. war ein Tessiner und der nervöseste Mensch, den ich je gesehen habe. Er weinte vor Nervosität, als er mir sein Anliegen erklärte. Er habe sich um eine Stelle im Zollamt beworben, und nun müsse er bis am nächsten Dienstag

DENKSPORT AUFGABE 1

« Wie es nicht zwei Menschen auf Erden gibt, die dieselbe Anzahl Haare haben, so gibt es ebensowenig zwei Menschen, die durch denselben Charakter ausgezeichnet sind. Und so müßt ihr auch jedes Kind ganz anders anpacken, und auf andere Art und Weise für die höheren Ziele der Menschheit gewinnen! »

So schloß Seminardirektor Xaver seine Abschiedsansprache an die Lehramtskandidaten.

In welchem Punkt hat sich der Herr Doktor Xaver ganz gründlich geirrt.

Antwort Seite 84

eine schriftliche Arbeit abliefern — über Dinge, von denen er soviel wisse, wie vom Mann im Mond. (Es drehte sich darum, den gesetzlichen Weg darzustellen, den eine Importware vom Übertritt bei Buchs an bis zur Abfertigung in Zürich zu gehen hat.) Er zeigte mir ein paar tränenbefeuchtete Notizblätter voller Zahlen und Wörter, alles mühevoll zusammengestellt und alles verzweifelt wieder durchgestrichen.

Das einzige, was ich feststellen konnte, war das, daß ich selbst von der Sache noch bedeutend weniger verstand als er.

Aber vier Tage später (nach zwei Besuchen auf der Zentralbibliothek, nach 10 Telephongesprächen und vielen nächtlichen Arbeitsstunden) brachte ich dem Verzweifelten die tadellos fertiggestellte Prüfungsarbeit.

Auf die damit verdienten 100 Franken bin ich heute noch stolz, wenn ich an den nervösen und freundlichen Tes-

siner denke, der nun seit bald vier Jahren sein zitternd errungenes Pöstlein im Zollamt bekleidet.

Ich weiß nicht, ob der Rechtschef der PTT den «Schweizer Spiegel» liest. Wenn er es tut (was ich von ihm hoffe), so bitte ich ihn, mich nicht strafrechtlich zu verfolgen, obwohl er vermutlich das Recht dazu hätte. Ich habe nämlich während meines Studiums ein paarmal einem rechtswidrigen Nebenverdienst gehuldigt, dem Verteilen von Drucksachen, deren Beförderung durch die Post je 3 Rappen gekostet hätte.

Eine große Papeterie versandte viermal im Jahr einen kleinen Prospekt an 2000 Adressen im Stadtrayon. Statt nun die 2000 Kuverts auf die Post zu bringen und dafür 60 Franken Porto zu zahlen, wurden die Kuverts und die 60 Franken mir ausgehändigt. Wenn ich am Morgen früh mit dem ersten Tram ins Triemli hinausfuhr und dann die nach Straßen geordneten Kuverts in der rationellsten geographischen Reihenfolge verteilte, dann kam ich bis abends um 8 Uhr auf 1000 Kuverts, also auf 30 Franken!

Wissen Sie, wie die Artikel gewisser Fachzeitschriften hergestellt werden? Mit Hilfe einer Schere und ein wenig Fischkleister werden je ein paar Beiträge aus alter Fachliteratur zerschnitten, die Abschnitte neu kombiniert und zu einem «neuen Ganzen» zusammengeklebt. Man sagt dem «redigieren».

Um nun in den unerschöpflichen Materialfonds eine gewisse Übersicht zu bringen, stellt man gewöhnlich eine Kartei her. Mit der Schaffung einer solchen Kartei habe ich mich fast ein halbes Jahr lang unterhalten, und zwar jede Woche vier halbe Tage. Für irgendeinen «Industrieverlag» hatte ich mich da durch riesige Stapel europäischer und amerikanischer Fachzeitschriften durchzukämpfen, indem ich alle wichtigen Beiträge nach 700 Stichworten katalogisieren mußte. Ich habe damit jenem Verlag ein für alle Ewigkeit unerschütterliches Fundament gebaut.

Sparen als Sport

Eine Dauerstelle konnte ich des Studiums wegen nie annehmen. Ich kam deshalb kein einziges Mal zu einem wirklich grossen Verdienst. Meine Geldpolitik war ein ständiges Ausbalancieren auf Messers Schneide: Ich mußte bis am Schlusse des Studiums mit jedem einzelnen Franken rechnen.

Es blieb mir deshalb nichts übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen, d. h.: die Überwindung all der Schwierigkeiten als einen unterhaltsamen Sport zu betrachten.

Ich ging bei der Einteilung meiner Ausgaben von einem ganz einfachen Grundsatz aus: Ich stellte mir am Anfang jedes Monats einen detaillierten Voranschlag auf, den ich immer peinlich genau einhielt. Nach diesem Grundsatz habe ich während meines ganzen Studiums gelebt, und ich habe nie, bei gar keiner Zahlung, nur einen einzigen Franken zuwenig gehabt.

Dieser Voranschlag sah etwa folgendermaßen aus — ich nehme als Beispiel den Januar 1941:

Voraussichtliche Einnahmen:

Kegelgelder, 4 Abende, zirka	Fr. 36.—
Entschädigung für die Verdankungsschreiben der Kirchgemeinde A.	» 15.—
Privatstunden, viermal	» 12.—
Erlös aus dem Verkauf des Volkskalenders, 30 Rp. pro Stück	» 6.—
Rezensionen (zirka 300 Druckzeilen à 10 Rp.)	» 30.—
Sekretariatsarbeiten zweimal wöchentlich Besorgungen für Herrn Bluntschli im untern Stock	» 24.—
	» 8.—
Total der voraussichtlichen Einnahmen	<u>Fr. 131.—</u>

Voraussichtliche Ausgaben:

Auf die Bank für

a) Sommersemestergeld	Fr. 25.—
b) Kleidung	» 25.—
c) Hemd	» 5.—
d) Notreserve (unantastbar)	» 10.—

e) Ferien	» —.—
Abzahlung der Zahnarztrechnung, ansonst Betreibungsdrohung (Gesamtbetrag Fr. 182.—)	» 25.—
Schuhe sohlen	» 10.—
Beiträge (regelmäßige)	
a) Wirtschaftswissenschaftlicher Verband	» 2.50
b) Verband ehemaliger Handelsschüler	» 3.—
25 Blatt Papier in das Kollegheft	» —.50
Krawatte	» 4.—
Toilette: Coiffeur 1.60, Zahnpasta 2.—, Rasierklingen 2.—, total	» 5.60
Buch für das Seminar über Finanzwissenschaft	» 9.80
Vergnügungen:	
Stamm der Maturanden	» 1.—
Theater (Tannhäuser, Eintritt und Garderobe)	» 2.30
Kino	» —.—
Gratulationskarte an einen frühern Schulfreund	» —.80
Briefmarken	» 1.—
Zur freien Verfügung	» —.50
Freundin	» —.—
Freunde (außer Stamm am Ende des Monats)	» —.—
Velonummer (auf später zu verschieben!)	» —.—
Maximum der voraussichtlichen Ausgaben	<u>Fr. 131.—</u>

(Da die Rezensionen nur Fr. 26.50 einbrachten statt Fr. 30.—, mußte ich diesen Januar auf den geplanten Theaterbesuch [Fr. 2.30] und auf den Stamm der Maturanden am Monatsende [Fr. 1.—] verzichten!)

Ich schaffte mir ein paar Grundsätze an. Ich leistete mir drei Jahre lang keine einzige Tramfahrt. Ich hörte auf zu rauchen. Ich las die Tageszeitungen immer im Studentenheim, weil man dort zu keiner Konsumation verpflichtet ist.

Eine einwöchige Ferienreise durch das Wallis im Sommer 1940 kam mich auf Fr. 17.— zu stehen. Ich fuhr, mit Proviant für drei Tage im Rucksack, per Velo über den Brünig, über die Grimsel und das Wallis hinunter. Dreimal

übernachtete ich in einer Jugendherberge, einmal im Freien und zweimal in Heugaden. Als mein Proviant aufgezehrt war, kaufte ich unterwegs Schachtelkäse und Brot. Zum Morgenessen kochte ich mir Tee auf meinem Meta-Apparat, zum Abendessen Maggi-Suppe. (Eine Schachtel Meta kostete Fr. 2.80.)

Ein anderes Mal hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, das höchste Dorf in Europa (Juf in Avers) zu besuchen. Der Seppli Herder lachte mich aus: «Du wirst deiner Lebtage nie dort hinaufkommen — sonst kannst du mir dann eine Ansichtskarte schicken!»

Drei Tage später hatte er die Ansichtskarte. Ich war mit dem Velo in zwei Tagen hinaufgefahren, via Andeer. Ich blieb eine Woche dort und fuhr dann zurück. Diese Ferien kosteten mich Fr. 31.—.

1001 ist eine sehr poetische Zahl. Es ist die Zahl — meiner Dienstage! Von meinen sieben Studienjahren habe ich drei im Militärdienst zugebracht. Ich versuchte auch daraus das Beste zu machen. Es gab kaum eine Dienstperiode, aus der ich nicht dreißig bis achtzig Franken an erspartem Solde nach Hause brachte.

Mit Aufpeitschungsmitteln durchs Doktorexamen

Wenn ein Mensch sich nicht von Zeit zu Zeit eine atmosphärische Veränderung leistet, geht er kaputt. Ich hatte in dieser Beziehung riesiges Glück.

Das Telefon läutet. «Haben Sie Zeit, 1000 Franken zu verdienen?» (Es ist Frau W. vom Sekretariat der Studentenschaft, die an Studenten Aushilfsstellen vermittelt.) «Das müssen Sie mich gar nicht fragen! Sagen Sie mir nur, wann ich beginnen kann.» «Morgen früh, Töchterinstitut Th., Genf. Handelsfächer in deutscher Sprache, eine Aushilfsstelle. Ich werde es arrangieren. Adieu!»

Das fand ich nun doch ein wenig stark. Morgen früh? Es war Dienstag-nachmittag, zehn Tage vor den Semesterferien. Die Ferien kannst du dir abschrei-

ben, dachte ich, während ich mein Zeug zusammenpackte.

Die Stelle in Genf war märchenhaft! Außer einem ältern Sportlehrer und dem Direktor war ich der einzige Mann unter sieben Lehrerinnen und zehnmal soviel jungen Mädchen.

Ich hatte in der Woche 35 Stunden zu erteilen, in Korrespondenz, kaufm. Arithmetik, Buchhaltung, Betriebswirtschaft und ähnlichen Dingen. In den ersten Tagen mußte ich jeweilen nachts in aller Heimlichkeit meine Fächer vorbereiten, da mir das meiste nicht mehr ganz präsent war. Doch davon hat niemand etwas gemerkt. Die Stunden gingen glänzend, ein wenig lärmig, aber für uns alle sehr unterhaltend.

Mein Tagespensum gipfelte in einer Stunde Rudersport mit 20 Mädchen, oder in der Aufsicht beim Spaziergang mit 30 Mädchen.

Ich sammelte hier physische Reserven für mehr als zwei Jahre. Zudem lernte ich Französisch und verdiente Fr. 280.— im Monat, nebst freier Kost und Logis.

Nach einer traumhaft schönen Zeit von drei Monaten kehrte ich nach Zürich zurück, wo das neue Semester und mit ihm die Sorgen um die Kolleggelder, um die Zahnarztrechnung, um die Schulinlagen, wieder begann.

Es ist unglaublich, was ein Mensch kann — wenn er muß. Ich denke das oft, wenn ich mich an den Sommer 1943 zurückerinnere.

Um 6 Uhr gelbt der Wecker grausam in den Traum hinein. Man schreckt auf, die Glieder wie Blei — doch in rasendem Entschluß (sonst sinkt man im Augenblick in Schlaf zurück) schleudert man das Bettzeug von sich und gibt sich der eisigen Luft des neuen Morgens preis. Man steht im Zimmer, mit stechendem Kopf, verschlafenen Augen und kalten Füßen. Kurze Toilette. Dann, mit sechs Tabletten «Benerva» im Magen, Repetition des theoretischen Teils der Versicherungslehre, um 7 Uhr Morgenessen, zu Fuß ins Bezirksgericht (wo ich eine schlecht

bezahlte Halbtagsstelle als Aushilfskassier inne habe), von 8—12 Uhr Arbeit auf dem Gericht, Mittagessen, um 13 Uhr hinter die Vorlesung über Sozialpolitik (Herrgott, erst die Hälfte intus, und in zehn Tagen ist das mündliche Examen), um 16 Uhr Abmarsch nach Höngg, wo ich einem Realschüler «Bürgerlich Rechnen» beizubringen habe, auf dem Heimweg am Schulhaus L. vorbei, wo ich die Heizung besorge, gegen 18.30 Uhr Nachtessen, nachher Vervielfältigung eines Rechtsgutachtens für einen Anwalt. Um 21.30 Uhr eine halbe Zigarette und drei «Benerva»-Tabletten, und noch einmal für anderthalb Stunden hinter die verdammte Sozialpolitik. Völlig sturm im Kopf, sinkt man kurz vor Mitternacht ins Bett.

Dieser Tanz dauerte etwa drei Wochen. Es waren die Wochen unmittelbar vor der mündlichen Doktorprüfung.

In einem Roman würde es nun heißen: «Und er bestand die Examina, allen Verhältnissen zum Trotz, mit großer Auszeichnung. Er war stolz darauf.»

Nein, ich habe die Prüfung nicht mit Auszeichnung bestanden — ich bin kein Übermensch — aber ich habe sie bestanden. Daß ich trotzdem darauf stolz bin, das nimmt mir hoffentlich niemand übel.

Im Juni 1945 wurde ich, nach abgelegten Prüfungen und genehmigter Dissertation, zum Doktor der Nationalökonomie promoviert.

Ich freue mich auf die Zukunft

Ich habe im Laufe meines Studiums viel gelernt. Ich habe meine Fähigkeiten entdeckt. Ich bin realistisch geworden. Ich weiß heute etwas, was nur wenig Studenten wissen: was Geld ist, was Verdienst ist, was Armut ist.

Ich saß einmal mit drei Kameraden in einem Tea-Room. Wir bestellten jeder einen Café crème. Vor der Bezahlung schlug einer vor, die vier Café crème gemeinsam zu bezahlen. «Viermal 35 Rappen, das macht Fr. 1.40, wodurch sich das Trinkgeld auf 15 Rappen reduziert ...»

Ich widersprach sofort: «Das ist nicht wahr», sagte ich, «für vier kleine Konsumationen hat die Serviertochter das Anrecht auf viermal 10 Rappen Trinkgeld, das macht 40 Rappen, und nicht 15!» Wir beschlossen, abzustimmen. Resultat: drei gegen einen: die Serviertochter bekommt 15 Rappen.

An solchen Einzelheiten zeigt sich die Verschiedenheit der Einstellungen.

Für die meisten Studenten meines Faches sind die Probleme des sozialen Lebens ein Examenstoff. Für mich sind sie reale Erscheinungen, ich kenne sie aus der eigenen, zum Teil bitteren Erfahrung. Jeder Student kann einen Aufsatz schreiben über das Lohnproblem; aber nur wenige haben sich damit praktisch auseinandersetzen müssen!

Ich diskutiere heute weniger — und arbeite mehr. Ich weiß, daß es auf der Welt auch noch andere Dinge gibt als Examen, ja daß es — tatsächlich! — Dinge gibt, die mit Examen überhaupt nichts zu tun haben.

Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite.

Der andauernde Kampf um die Existenz macht pessimistisch. Man wird ein wenig böse gegenüber den Mitmenschen und ein wenig fanatisch. Es ist schwer, dem auszuweichen, um so mehr, als man seine Freunde verliert. Man lernt wohl «die Welt» und «das Leben» kennen; aber man lernt keine Individuen kennen.

Freundschaft braucht Zeit, braucht Muße. Auch ein ersprießliches Studium braucht Muße. Ein Student sollte es sich leisten können, zwei Semester zu verbummeln.

Ich konnte mir das nicht leisten, ich mußte auf all das verzichten, und das war nicht gut.

Trotzdem bin ich heute froh, daß ich die paar Jahre durchhielt. Ich habe mein Ziel erreicht, und die Genugtuung darüber gibt mir eine große Sicherheit. Und ich freue mich auf die Zukunft: weil ich mich ihr gewachsen fühle.